

gangenheitsbewältigung. Der Ansatz hilft, Brüche in einem linearen Liberalisierungsnarrativ zu identifizieren und deren Rückschritte zu erklären.

Der Aufsatzband stellt einen wichtigen Beitrag nicht nur zur Geschichte der Sexualität, sondern zur transnationalen Gesellschaftsgeschichte in Europa und den USA dar. Kleine Minuspunkte sind, dass man als Leser eine Einleitung vermisst, die die wichtigsten Ziele und Fragestellungen skizziert und die Auswahl der Aufsätze erklärt. Auch wäre es hilfreich gewesen, die Aufsätze schon in der Überschrift zu datieren, da sie sich auf aktuelle Ereignisse aus den Jahren 2010 bis 2016 beziehen. Inhaltlich hätte man sich in den ersten Aufsätzen zur Geschichte der Sexualität in Europa noch mehr Verweise auf Entwicklungen in den USA gewünscht, etwa wie die amerikanische Antiabtreibungsbewegung transnational agierte und Einfluss in Europa erlangte. Im zweiten Teil des Bandes stellt sich die Frage, inwiefern die Legalisierung der gleichgeschlechtlichen Ehen in den meisten Ländern Westeuropas und den USA eine weitere Annäherung zwischen hetero- und homosexuellen Partnerschaften darstellte, aber gleichzeitig auch eine Übernahme konservativer heterosexueller Partnerschaftsnormen durch LGBTQ Communities. Dies sind aber nur kleinere Gesichtspunkte, die zeigen, dass die Sexualitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts bei Weitem nicht ausgeforscht ist.

Der Band bietet einen zentralen Überblick über Thesen aus Dagmar Herzogs beeindruckendem Forschungswerk, der überzeugend darlegt, dass die Geschichte der Sexualität nicht nur maßgeblich für ein besseres Verständnis der kontroversen Debatten der Gegenwart ist. Er zeigt auch, dass die Beschäftigung mit der Geschichte der Rechte von Homosexuellen, Frauen oder Menschen mit Behinderungen kein Nischenthema ist, sondern zentral für das Verständnis der großen Paradigmen der Zeitgeschichte. Daher sei dieser Band allen wärmstens empfohlen, die sich für die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse im 20. Jahrhundert und deren Implikationen für unsere Gegenwart interessieren.

Claudia Roesch, Washington, DC

Jörg Hackmann, Peter Oliver Loew (Hrsg.): Verflechtungen in Politik, Kultur und Wirtschaft im östlichen Europa. Transnationalität als Forschungsproblem, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2018, 211 S., ISBN: 978-3-447-10991-8.

Konzipiert als Konferenzbericht, gehen die Einzelbeiträge des vorliegenden Bandes auf Vorträge zurück, die auf der gemeinsam mit dem Deutschen Polen-Institut 2012 in Chemnitz abgehaltenen Jahrestagung des Johann Gottfried Herder-Forschungsrats gehalten wurden. Mit Blick auf die Konzepte „Transnationalität“ bzw. „Transkulturalität“ sollten Problemfelder und Forschungsansätze identifiziert werden, die geeignet sind, Konstruktionen geografischer, nationaler oder kultureller „Container“ aus der Perspektive unterschiedlicher Disziplinen aufzubrechen.

In diesem Sinne kritisieren Jörg Hackmann und Peter Oliver Loew in ihrem einleitenden Beitrag zur Forschungsgeschichte und den sich daraus ergebenden Perspektiven die „früheren Auffassungen eines einseitigen Rezeptionsprozesses“ (S. 16) und wenden sich gegen alle Formen einer Hierarchisierung, wie sie sich aus dem immer noch verbreiteten Verständnis kultureller Überlegenheit gegenüber Osteuropa ergeben. Die intensive Beschäftigung mit Verflechtungsgeschichte und dem daraus erwachsenen Konzept der Transnationalität habe

auf andere Disziplinen ausgestrahlt. Dies zu zeigen, ist das Anliegen des von den beiden Herausgebern hier vorgelegten Bandes.

Daran anknüpfend skizzieren Frank Hadler und Matthias Middell das sich daraus ergebende Forschungsfeld in den Geschichtswissenschaften. Zunächst werden die bereits vorhandenen Ansätze zur Überwindung einer national fixierten Geschichtsschreibung analysiert, wobei das Fazit lautet, „dass bisher lediglich Geschichten einzelner Staaten in transnationaler Perspektive vorliegen“ (S. 26). Darüber hinaus gelte es, Formen von Territorialisierung, den Technologie-, Waren- und Kulturtransfer mit den dazu gehörenden Konsumpraktiken sowie Prozesse der Migration und Integration von Regionen und Territorien in die neue Weltordnung mit Hilfe internationaler Organisationen und zivilgesellschaftlicher Netzwerke zu erfassen und zu beschreiben. Verwiesen wird auf den grenzüberschreitenden Austausch von Kapital und Ideen, aber auch von „Krankheitserregern“, was zeige, dass die „Europäisierung Ostmitteleuropas nicht getrennt von der Globalisierung Europas behandelt werden kann“ (S. 37). Damit wird der zeitliche Rahmen, in dem die in Frage stehenden Konzepte sinnvoll anzuwenden seien, auf das späte 18. und vor allem das 19. Jahrhundert eingegrenzt, was implizit auf die Gebundenheit einer transnationalen Betrachtungsweise an die langsame Herausbildung und Konsolidierung von Nationen verweist.

Stefan Garsztecki nimmt diesen Faden auf, indem er auf „globale Politiknetzwerke“ hinweist, deren Ziel es sei, „Vertreter der Nationalstaaten, von Unternehmen und der Zivilgesellschaft an einen Tisch zu bringen und einen ergebnisoffenen Dialog zu starten“ (S. 50). Benannt wird das Spannungsverhältnis zwischen „Global Governance“ einerseits, womit die Internationalisierung von Problemlösungen im Sinne einer Politikverflechtung gemeint ist, und „kosmopolitischer Demokratie“, die nach David Held und Anthony Giddens eine umfassende Demokratisierung und Einbindung der Zivilgesellschaft erfordere. Nach Garszteckis Ansicht ist es lohnend, sich im Bereich der Politikwissenschaften vor allem mit grenzüberschreitenden Strategien in den sogenannten Euroregionen (S. 58) zu befassen.

Theoretisch hochgradig reflektiert verweist Andreas Langenohl auf Probleme des neuen Konzepts, das aus seiner Sicht „in erster Linie ein *zeitdiagnostisches*“ (S. 60, Herv. im Orig.) ist. Er unterscheidet dabei „Transnationalität“ von „Transnationalismus“, weil er im Bereich der Soziologie und Anthropologie die den Nationalcontainer überschreitenden Prozesse von ihrer „normative(n) Seite“ (ebenda) geschieden sehen möchte. Das wird anhand der verschiedenen Modelle (Assimilation vs. Diaspora) illustriert, mit deren Hilfe Migration mit Blick auf Herkunfts- wie Aufnahmeländer untersucht und beschrieben wird. Für die Anthropologie werde das zu einer echten Herausforderung, weil hier die Lokalität als überkommenes Paradigma der Forschung in Frage stehe. Beide Disziplinen könnten jedoch profitieren, wenn sie danach fragen würden, „wie angesichts der Deterritorialisierung des Sozialen Lokalisierungsprozesse neue Formen annehmen“. Freilich seien diese Formen nicht *per se* transnational, weil staatliches Handeln Grenzen setze, die man nicht ohne die „ausgesprochen gebieterische Imagination (Nation)“ (S. 75) begreifen könne. Daher sei es wichtig, jede Euphorie zu vermeiden und überkommene, auf Nation und Staat bezogene Arbeiten nicht pauschal abzuwerten.

Während bisher die Produktivität der neuen Ansätze herausgestellt bzw. nicht grundsätzlich bestritten wurde, sieht Piotr Kocyba für die Sprachwissenschaften keinen Mehrwert, denn Sprachen seien *per se* miteinander verflochten. In der historischen Sprachforschung konkurrierten bis heute das auf August Schleicher zurückgehende und Sprachen voneinander

abgrenzende Stammbaummodell mit dem von Hugo Schuchardt, das Sprachwandel als Ergebnis wechselseitiger Verflechtung und genetischer Verwandtschaft auffasst. Für das Scheitern „terminologische(r) Kompromissvorschläge“ sei bisher der die Debatten „begleitende ideologische Impetus“ verantwortlich, wie am Streit um Kreolsprachen bzw. den Charakter des Ukrainischen als Mischsprache gezeigt wird. Bei der Bewertung und Hierarchisierung von Sprachen trafen sich immer noch „kolonialistische Abwertungs- auf postkoloniale Aufwertungsstrategien“ (S. 91). Von daher sei also Vorsicht geboten, wenn – wie im Falle von Philipp Ther – sprachhistorische Vermischungskonzepte einer „Transnationalisierung“ etwa der „deutschen Geschichtsschreibung“ (S. 93) dienstbar gemacht werden sollen.

Alfred Gall führt aus, dass auch die Literaturwissenschaften wenig vom Konzept Transnationalität profitieren könnten, da hier bestenfalls die „Beobachterperspektive“ (S. 96) in Frage komme. Anders sei das im Falle von Transkulturalität, denn damit könne die „Hybridität jeder Kultur“ aufgezeigt und das „monokulturale Design des Kulturbegriffs“ (S. 97) überschritten werden. Das zeigt Gall am Fallbeispiel des „polnischen Messianismus“, einem Konzept, das von Adam Mickiewicz in Auseinandersetzung mit Hegels abwertender Haltung gegenüber Polen entwickelt wurde. Leider verbleibt Gall jedoch auf der historischen Ebene, womit die wirkungsgeschichtliche Dimension zum Nachteil der hier sehr wohl möglichen theoretischen Verallgemeinerung ausgespart bleibt.

Dagmara Jajeśniak-Quast stellt für die Wirtschaftswissenschaften fest, dass diese in der Wirtschaftsgeschichte zwar transnationale Forschungsfragen bearbeiten, sonst aber Impulse anderer Disziplinen benötigen. Beispiele seien Untersuchungen zu Produktionsfaktoren wie den mit „Humankapital“ verbundenen Standortvor- oder nachteilen (Demografie, Migration, soziale Bewegungen, Transfer von Ideen und Organisationsformen) bzw. dem „technologischen Wandel“ (S. 118). Freilich werden diese Themenbereiche nur benannt. Die Darstellung von Standardisierungsprozessen in der Agrarwirtschaft bzw. im europäischen Handel mit Agrarprodukten ist aber insofern originell, als hier Langenohls Hinweis aufgenommen und auf die Rolle der Staaten bzw. Blocksysteme im Kalten Krieg hingewiesen wird. Im transnationalen Forschungsansatz sieht Jajeśniak-Quast überdies die künftige Rückkehr der „Politischen Ökonomie“ (S. 130), da diese aus Krisen wie den gegenwärtigen hervorgegangen sei und in der Tat nicht national begrenzt ist. Das wird jedoch nicht weiter ausgeführt.

Für Beata Hock besteht sowohl das Ziel als auch die Produktivität transnational ausgerichteter historischer Denkansätze darin, „einen alternativen Interpretationsrahmen zu schaffen, in dem das westliche, dominante Narrativ nicht den ständigen und ausschließlichen Bezugspunkt darstellt“ (S. 134). Damit grenzt sie die neue Methodik im Bereich der Kunstwissenschaften von der Einflussforschung ab, die ja nationale „Container“ gedanklich voraussetzt. Problematisiert wird auch das Konzept des „Transfers“, denn die Realität zeige nicht nur parallele Entwicklungen – explizit hingewiesen wird auf die von westlichen Vorbildern unabhängige „Stimmungsmalerei“ (S. 145) –, sondern habe auch mit der Kunst von Völkern ohne eigene Staatlichkeit zu rechnen. Sinnvoll sei es deshalb, nach der „transnationalen Kulturgeschichte der Region“ zu fragen, da diese durch „transregionale, translokale und transkulturelle Austauschprozesse“ (S. 138) konstituiert werde. Wichtig ist der Hinweis auf den Kunstmarkt, der, weil er globalen Kapitalbewegungen folge, (nicht nur) die Kunst und Kultur Osteuropas in den Hintergrund dränge. Dabei seien gerade hier nach der politischen Wende Merkmale künstlerischer Eigenständigkeit unübersehbar geworden,

was Hock am Beispiel der *new public art* erläutert, deren künstlerische Formen mit entschieden „politischer Attitüde“ und dem Anspruch aufträten, „die Gesellschaft zu gestalten“ (S. 147). Transkulturelle und transnationale Kunstbetrachtung sei also im Sinne der *post-colonial studies* aufgefordert, das „west-zentrierte Forschungsparadigma“ (S. 150) endlich aufzugeben.

Interessant ist, dass Transnationalität und Transkulturalität auch ein Wissenschaftsgebiet tangieren, das in dieser Hinsicht bisher nicht im Fokus stand. Wojciech Dajczak widmet sich in seinem Beitrag der Vereinheitlichung des Schuldrechts bei der Wiedererstehung des polnischen Staates, da damals verschiedene Rechtstraditionen und Gesetzesvorgaben zusammenzuführen waren. Darin sieht er ein Modell für internationale Aushandlungsprozesse im Bereich des Privat- und Handelsrechts überhaupt, die mit fortschreitender Globalisierung und Bestrebungen zur Vereinheitlichung des Rechts im Rahmen der EU unabwendbar sind. In diesem Zusammenhang wird allerdings konstatiert, „dass wir kein einfaches Rezept für ein Verständnis von Transnationalität in der Rechtswissenschaft gefunden haben“ (S. 154). Die Gründe dafür lägen vor allem in der nationalen wie kulturellen Verankerung von Rechtsinstitutionen und in den daraus folgenden nationalen Egoismen. Für die Rechtswissenschaft gelte außerdem, dass sie, in dem Bestreben herauszuarbeiten, „was in den Entwicklungstendenzen der einzelnen nationalen Rechtssysteme gemeinsam und spezifisch ist“ (S. 170), an sprachliche Grenzen stoße.

Dieses Problem haben religionswissenschaftliche Forschungskonzeptionen in ähnlicher Weise sogar dann, wenn sie – wie Riho Altnurme in seinem Beitrag zeigt – nur das Christentum betrachten. Altnurme stellt am Beispiel des Baltikums heraus, inwieweit die seit der Reformationszeit zu beobachtende Nationalisierung der Kirchen die vergleichende Untersuchung des Wirkens von Predigern, das heute in Lettland und Estland im transnationalen Kontext wahrgenommen werden müsste, an den nicht vorhandenen „Kenntnissen der kleinen Nationalsprachen“ (S. 180) scheitert. Hinzu komme die komplizierte Geschichte des *nation building* in der Region, da Transferprozesse nur dann transnational genannt werden könnten, „wenn die an der Übertragung beteiligten Gruppen identifizierbar sind“ (S. 172). Dieser Hinweis gilt in gleicher Weise sicher auch für andere mittelosteuropäische Regionen.

Im letzten hier zu besprechenden Beitrag geben Corine Defrance, Roman Faure und Thomas Strobel Auskunft über Gemeinsamkeiten und Unterschiede im deutsch-französischen und deutsch-polnischen Schulbuchdialog. Dabei wird nicht ganz klar, was die notwendig im „bipolaren Kontext“ (S. 186) stattfindenden Gespräche mit Transnationalität zu tun haben sollen. Zwar kann an diversen Beispielen aus dem Europa der Zwischenkriegszeit gezeigt werden, wie zivilgesellschaftliche Akteure im Namen der Versöhnung und des Pazifismus den Aufbau eines Netzwerkes vorantrieben, in dem deutsche und französische Geschichtsbilder angeglichen werden sollten. Im Resultat entstand jedoch viele Jahre später nur „ein echtes binationales Schulbuch“ (S. 188). In Hinblick auf die deutsch-polnischen Historikergespräche kommt die lange Zeit der staatlichen Einflussnahme hinzu, so dass von einem eigenständigen Netzwerk nicht gesprochen werden kann; das deutsch-französische Projekt steht ebenfalls durch einen staatlichen Eingriff auf der Kippe, denn die „neuen [französischen, F.S.] Lehrpläne nehmen keine Rücksicht auf die für das Deutsch-Französische Schulbuch definierten Themen“ (S. 193). Man sieht, wie berechtigt Langenohls Hinweis ist, die aktive (ermöglichende oder behindernde) Rolle des Staates nicht zu unterschätzen. Angesichts der von ihm ebenfalls apostrophierten ungebrochenen Attraktivität der nationalen

Imagination wäre wirklich transnational ausgerichteten Lehrbüchern, die Geschichte aus der Perspektive bestimmter mittelosteuropäischer Regionen wie des Baltikums oder Siebenbürgens erzählen, wohl noch lange kein Erfolg beschieden. Deswegen verweist der Beitrag zu den Schulbuchgesprächen als Ausblick zu Recht auf die einzig realistische Möglichkeit, mit Hilfe solcher Projekte den „stark national orientierten Geschichtsunterricht zu öffnen und um Deutungen und Traditionen der Nachbarländer zu bereichern“ (S. 202).

Der vorliegende Sammelband leistet – wie der kursorische Überblick zeigen sollte – alles in allem einen beachtlichen Beitrag zur Schärfung des Problembewusstseins in Hinblick auf Fragen der Konzeptualisierung von Transnationalität und Transkulturalität in Mitteleuropa in den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen. Obwohl die einzelnen Beiträge jeweils eng umrissene Gegenstände in den Fokus nehmen, eröffnen sie insgesamt einen frischen Blick auf ein ganzes Forschungsfeld. Dessen Bearbeitung kann nur interdisziplinär erfolgen und muss, was die Herkunft der daran Beteiligten anbelangt, die transnational ausgerichtete Forschungsperspektive um ein die nationalen Grenzen übergreifendes Forscher*innen-Netzwerk ergänzt werden. In dieser Hinsicht ist der Konferenzinitiative des interdisziplinär und multinational ausgerichteten Johann Gottfried Herder-Forschungsrats, deren Ergebnis die hier besprochenen Beiträge von Autor*innen aus verschiedenen Ländern sind, eine produktive Fortsetzung zu wünschen.

Frank Steffen, Leipzig

Klaus Latzel, Elissa Mailänder, Franka Maubach (Hrsg.): Geschlechterbeziehungen und „Volksgemeinschaft“, Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Göttingen: Wallstein 2018, 287 S., ISBN: 978-3-8353-3299-7.

Was war das Spezifische der Geschlechterbeziehungen und der Geschlechterpolitik im Nationalsozialismus? Dies ist eine der Kernfragen, denen sich der von Klaus Latzel, Elissa Mailänder und Franka Maubach herausgegebene Sammelband unter dem Titel „Geschlechterbeziehungen und ‚Volksgemeinschaft‘“ widmet. Ziel ist es, das „dynamische Verhältnis von Geschlechterbeziehungen und rassistischer NS-Politik zu begreifen“. Dabei wird die Geschichte des Nationalsozialismus als Beziehungsgeschichte untersucht, um eine „integrierte und relationale Geschlechtergeschichte zu schreiben“. Mit diesem Ziel setzt der Sammelband an einer Schnittstelle zwischen NS-Gesellschaftsgeschichte, Beziehungsgeschichte und einer auf den Nationalsozialismus bezogenen Geschlechtergeschichte an – eine wichtige Verortung zwischen Bereichen, die in den letzten Jahren zwar einzeln erforscht worden sind, hier jedoch zusammen gedacht werden sollen. In der Einleitung wird außerdem explizit darauf hingewiesen, Geschlecht als ein konstitutives Element in sozialen Beziehungen zu betrachten (Joan W. Scott) und Geschlechterrelationen in den Vordergrund zu rücken: „Eine Geschichte der Geschlechterbeziehungen im Nationalsozialismus zu schreiben, bedeutet mithin, über den ‚Relationsbegriff‘ Geschlecht Männer und Frauen systematisch zueinander ins Verhältnis zu setzen.“ (S. 13) Das Konzept der „Volksgemeinschaft“ ist hierfür zentral, da es zu den im Nationalsozialismus entworfenen Geschlechterordnungen immer einen Bezugspunkt darstellte. So gehen die acht Beiträge vor diesem Hintergrund vor allem auf die Wechselwirkungen von Inklusions- und Exklusionsprozessen im NS-Staat ein, der über die Idee der „Volksgemeinschaft“ auch das Private politisierte.